Gedanken Hermann Hiltbrunners zum 1. August

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Pionier : Zeitschrift für die Übermittlungstruppen**

Band (Jahr): **34 (1961)**

Heft 8

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-562789

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gedanken Hermann Hiltbrunners zum 1. August

670 Jahre!

Diese Zahl voran! Die meisten unter uns haben ja Sinn für Zahlen und Daten, und sind also auch bereit, Gedenktage, Jubiläen und Geburtstagsfeste zu feiern und die entsprechenden Gratulationen und Ovationen darzubringen.

Am 1. August jedoch sind wir Eidgenossen immer in der seltsamen Lage, Gratulanten und Glückwunschempfänger zugleich zu sein. Es pflegen zwar zu diesem Tage in Bern Telegramme ausländischer Regierungen einzutreffen, aber das ändert nichts daran, dass wir uns selber gratulieren.

Gratulieren wozu? Vor allem dazu, dass wir eine freie Eidgenossenschaft geworden sind und immer noch sein dürfen! Menschen mit Gedächtnis wissen sehr genau, dass dieses «Immer noch» nicht selbstverständlich ist, und wer aus einem Diktaturstaat zu uns geflohen ist, weiss es auch und beglückwünscht uns vielleicht noch leidenschaftlicher als wir uns selbst beglückwünschen.

Kein Mensch wird mich je davon überzeugen können, dass das Fortbestehen unseres Kleinstaates allein unsere Tat sei. Noch sind viele Landsleute am Leben, die gleich mir während zweier Weltkriege — zusammen zehn Jahre lang — bald näher, bald ferner die entsetzlichsten Menschenvernichtungsmaschinerien aller Zeiten haben wüten hören, und das ist nicht zu vergessen. Wir standen in Waffen auf der Wacht, aber viele unter uns lagen auch auf den Knien; wir taten alles, einem möglichen Überfall wirksam zu begegnen, aber die Denkenden unter uns, die alle Möglichkeiten erkannten, bauten mehr noch als auf unsere Zeughäuser — auf unsere Gotteshäuser. Das vergisst sich nicht; auch der vergisst es nicht, der weder damals noch seither je ein Gotteshaus betreten hat. Doch wird auch er kaum zu behaupten wagen, wir seien vom Kriege verschont geblieben, weil wir uns so stark als möglich gemacht hatten, nur wird er heute, da unmittelbare Gefahr nicht mehr besteht, ungern von Vorsehung, Fügung und gütigem Schicksal sprechen wollen. Aber wäre es denn so falsch?

*

Wir feiern den Geburtstag unseres Landes und gestehen, dass es uns weiterhin gut geht. Wir beglückwünschen uns selbst, und das sei kein Selbstlob. Aber Glück verpflichtet. Dürfen wir sagen, wir hätten dieses Verpflichtetsein nie vergessen? Nun, völlig vergessen haben wir es wohl nie. Keiner unter uns hat je die Meinung vertreten, die Welt gehöre uns oder wir seien allein auf ihr da. Aber das Pharisäische ist in jedem Menschen: «Ich danke Dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute» . . .

Wir wollen uns nicht kleiner, aber auch nicht grösser machen als wir sind. Und um zu wissen, wie wir sind, müssen wir in den Spiegel blicken. Es gibt Landsleute, die uns das ganze Jahr hindurch notwendigenfalls einen Spiegel vorzuhalten verstehen. Das ist in Ordnung, aber es gehört sich eigentlich am heutigen Tage, dass jeder Eidgenosse solch eine Selbstbetrachtung an sich selber vornimmt. Sie soll eine Selbstprüfung sein, und das ist keine Massenangelegenheit. Erst wenn wir uns selber betrachtet und beurteilt haben, ist uns erlaubt, auf andere zu sehen und uns mit ihnen zu vergleichen. Erst die Einsicht, dann die Umsicht! Höflich ist jetzt der, der selber vorangeht. Nur keine Flucht — ins Verpflichtungslose!

Dass wir, um die andern zu verstehen, erst in unser eigenes Herz blicken sollen, ist ein alter Weisheits-Satz, und er ist unumkehrbar. Wir können zwar auf die Erkenntnis der andern verzichten, aber das führt sehr bald zu Selbstgerechtigkeit, und es endet in Armseligkeit und Dummheit.

*

Also denn, Miteidgenosse: wer bist du und wohin bist du unterwegs? Ich weiss nur, dass wir Menschen und nicht Götter sind: dass wir klein und kleinmütig, gross und grossmütig sind oder sein können; dass wir alle hauptsächlich haben wollen und auch einmal geben wollen; dass wir uns vorwiegend egoistisch, aber auch etwa altruistisch verhalten; dass wir uns gut vorkommen und doch manchmal böse sind; dass wir nach aussen den Unwiderstehlichen spielen und privat unausstehlich sind; dass wir, auch wenn wir uns mit dem Neuesten umgeben, am Alten hängen; dass wir als Individuen zwar ziemlich modern, als Staatsbürger aber höchst traditionell gesinnt sind, usw.

Ja, wir sind voller Fehler und Vorzüge, und es kann uns nicht trösten, dass alle Menschen gleich sind. Oder es tröstet uns dieser Gedanke, doch er ändert nichts. Aber müssen wir uns denn ändern, und ist der 1. August ein Buss- und Bettag? Ich gestehe: für mich ist er das. Und ich kann meine Fehler nicht lieben; ich kann sie nicht politisieren: ich kann, was an mir nicht stimmt, nicht ins Öffentliche abgleiten lassen; das moralische Gebot, meine Fehler zu korrigieren, kann ich nicht auf andere abwälzen. Jeder Mensch weiss, was Verantwortung ist, und die meisten unter uns üben sie, viele aber «mit Sünde halb und halb». Verantwortungsgefühl für das Öffentliche gründet in der Selbstverantwortung. Es kann nicht leuchten im Vaterland, was privat kein Licht ist. Es kann einer nicht sagen «Einer für alle, alle für Einen», wenn er sich selber ausnimmt.

Unser Spiegelbild zeigt uns, neben einigen ordentlichen Zügen, Makel über Makel. Aber alle Zerknirschung ist unfruchtbar. Wir werden uns anstrengen, wir werden unser Profil verbessern, und wir werden weiterkommen.

*

«In dem schweizerischen Wahlspruch: ‚Einer für alle, alle für einen', dessen Entstehung historisch nicht leicht nachzuweisen sein dürfte, zeichnet sich am besten die moderne schweizerische Staatsauffassung ab.» So heisst es in einer ausländischen Zitatensamm-

Zu unserem Titelbild

Unsere Heimat ist gesegnet von Naturschönheiten besonderer Art. Überall, wo wir hinwandern, treten uns die Einzelwunder der kostbaren Schätze entgegen. Ein Idyll im Kranze ist der Nationalpark. Er bietet ein Stück unverfälschter Heimaterde, einen Ort der Einkehr zum stillen Wandern. Unser Bild führt uns in die unmittelbare Umgebung von Il Fuorn, einer romantischen Gebirgslandschaft, die jedem Naturfreund etwas Besonderes bietet. Gedenken wir am Bundesfeiertag der vielseitigen Schätze unseres Vaterlandes, die zu verteidigen stets unser erstes Ziel sei!

(Foto: R. Kummer, Solothurn)

lung. Auch wir brauchen nicht zu wissen, woher und wann diese Maxime in unsere Geschichte gekommen ist, noch wer sie ihr eingeschrieben hat — wenn wir uns nur an sie halten! Sie lehrt praktisch, was in der Theorie über das Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft und umgekehrt gesagt werden kann. Und wenn wir uns als Einzelne geprüft haben, dann ist es uns erlaubt, ist es mehr als nur nützlich, ist es wiederum nichts als Pflicht, dass wir uns umsehen und auf die andern blicken.

Wenn der einzelne sich umsieht, erblickt er die Umgebung, die Nachbarschaft. Wenn die Nation sich umsieht, dann weitet sich alle Nachbarschaft zur Welt. Einst genügte es, mit den Nachbarstaaten im Frieden zu leben, aber heute besteht die Welt nur mehr aus zwei Lagern mit gegensätzlichen Zielen. Wir stehen durch unser Herkommen und durch unsern bewussten Willen im Lager der Demokratien und sind mit ihnen allen auf gleiche Weise bedroht. Aber auch jetzt macht Eintracht stark, und diese Eintracht werden wir mit allen, die sich zum Westen zählen, lernen müssen.

Es scheint uns manchmal schwer zu fallen. Denn wir haben unsere besondere Tradition und glauben, ihr allein verpflichtet zu sein. Wir bringen zwar grosse Opfer, um uns gegen jeden möglichen Feind zeitgemäss wehren zu können, aber wir sehen vielleicht noch nicht deutlich genug, dass wir nicht ewig in unserer Vereinzelung, in unserer «splendid isolation» verharren können.

Wir können nicht ewig auf unser Schweizertum pochen. Denn Dasein ist Zusammenhang, Leben ist Zusammenhang aller mit allen. Zwar haben wir schon vor Jahrhunderten unzeitgemäss Gewordenes hinter uns gebracht, haben Marignano beherzigt, die Reisläuferei aufgegeben und seither immer wieder verabschiedet, was durch den Fortschritt der Zeit veraltete. Aber es gibt auch Neueres, das im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte veraltete. Und daran hängen wir und machen ein geistiges Réduit daraus.

Denn wir haben uns gegen die Diktatur erklärt. Das verpflichtet uns zu mehr oder doch zu etwas anderem als dem, was unsere Ahnen vor 670 Jahren gegen die Herrschaft der Vögte unternahmen. Sie hatten ihre, wir haben eine andere Wirklichkeit. «Einer für alle, alle für einen» galt damals für uns allein, jetzt gilt es für die halbe Welt, und es ist nebensächlich, ob diese Existenzmaxime überhaupt realisierbar sei oder nicht. Sie ist moralisch wie existenziell eine Forderung; sie ist ein Postulat, vor dem alle unsere mögliche Berechnetheit und Ängstlichkeit fallen muss, vor dem auch unser Solipsismus weichen muss, wenn uns weiterhin gestattet sein soll, in Freiheit zu leben und Mensch zu sein.

Die Dokumente von La Charité

Die Schweizer Presse veröffentlichte vor einiger Zeit Berichte über Kontakte der schweizerischen mit der französischen Armeeleitung während des Zweiten Weltkrieges. Wir sind in der Lage, nachfolgend einen Aufsatz des Pressechefs des Eidg. Militärdepartementes, Oberstleutnant H. R. Kurz, wiederzugeben, der im «Fourier» erschienen ist und der sich mit den Dokumenten von La Charité befasst.

Nach dem Kriegsende sind den Siegermächten in Deutschland eine grosse Menge von politischen, diplomatischen und militärischen Akten in die Hände gefallen, die zum Teil von den Russen und zum Teil von den Westmächten behändigt und weggeführt worden sind. Im Bestreben, der Geschichtsschreibung über das Dritte Reich und über die eigenen Massnahmen in der Vor- und Kriegszeit zu dienen, sind die westlichen Alliierten seit einigen Jahren dazu übergegangen, die Aktenstücke, denen ein besonderer historischer Wert zukommt, durch eine besondere wissenschaftliche Kommission sichten und als Sammelbände drucken zu lassen. Von diesen Aktenpublikationen waren bisher zehn Bände erschienen; sie enthielten da und dort auch vereinzelte Hinweise auf die Schweiz, über die in unserer Presse regelmässig berichtet wurde.

Vor einiger Zeit erhielt nun unser Land von britischer Seite die Mitteilung, dass in dem Ende April 1961 erscheinenden Sammelband Nr. XI, welcher den Zeitraum vom 1. September 1940 bis zum 31. Januar 1941 umschliesst, verschiedene Dokumente veröffentlicht würden, die sich in besonderer Weise mit der Schweiz befassen und die deshalb für uns von aussergewöhnlichem Interesse seien. Angesichts der bedeutenden Tragweite dieser Dokumente hielt es der Bundesrat für richtig, nicht einfach ihre — vorerst in englischer Sprache erfolgende — Publikation abzuwarten, sondern sie von sich aus nicht nur der ganzen Schweizer Presse zur Verfügung zu stellen, sondern gleichzeitig auch seine eigene Stellungnahme dazu bekanntzugeben.

Von den seither in der ganzen Schweizer Presse ausgiebig besprochenen Dokumenten werden im wesentlichen zwei Problemkreise berührt:

1. Deutsche Angaben über

geheime Verhandlungen zwischen der schweizerischen und der französischen Armeeleitung

über eine militärische Zusammenarbeit der beiden Armeen im Fall eines deutschen Angriffs auf die Schweiz;

2. Hinweise über das Verhalten des Oberstkorpskdt. Ulrich Wille gegenüber dem deutschen Gesandten in der Schweiz; Wille soll das von den Deutschen festgestellte, angeblich neutralitätswidrige Verhalten des Generals Guisan als Anlass benutzt haben, den deutschen Stellen nahezulegen, beim Bundesrat die Abberufung des Generals zu verlangen.

Es ist hier nicht der Ort, uns zum «Fall Wille» zu äussern. Hierüber ist in der Tagespresse mit teils richtigen und teils weniger richtigen Argumenten genug gesagt worden. Dagegen scheint es uns notwendig zu sein, zur Frage der Militärbesprechungen mit Frankreich einige Bemerkungen anzubringen, weil bei der blossen Betrachtung der reichlich einseitigen und teilweise tendenziösen deutschen Dokumente ein falsches Bild entstehen müsste. Insbesondere bestünde dabei die Gefahr, dass uns daraus der Vorwurf eines neutralitätswidrigen Verhaltens gemacht würde — ein Vorwurf, dem wir uns heute weniger als je unnötig aussetzen dürfen.

Aus verschiedenen deutschen Quellen, insbesondere der deutschen Memoiren- und Biographienliteratur der Nachkriegszeit, ist uns schon seit längerer Zeit bekannt, dass deutschen Truppen auf ihrem Vormarsch in